

**Elka Tschernokoshewa/Ines Keller (Hg.): Dialogische Begegnungen. Minderheiten – Mehrheiten aus hybridologischer Sicht.** Waxmann: Münster etc. 2011 (Hybride Welten; 5), 346 S., zahlr. Schwarz-Weiß-Abb.

Interesse an dem zu besprechenden Band weckt zunächst der eingangs formulierte Anspruch, durch eine Perspektivenverschiebung kulturelle Phänomene zusammenzudenken, die für gewöhnlich auseinandergehalten werden, und andere zu trennen, die gewöhnlich ideologisch zusammengedacht werden. Mit dieser von den Herausgeberinnen „hybridologisch“ genannten Forschungsperspektive bewegen sich die Autorinnen und Autoren in geistiger Nähe zur Foucault'schen Genealogie oder ideologiekritischen Ansätzen der postkolonialen Theorien. Statt eines isolierenden Blicks wird der Fokus erweitert auf Verschränkungen und Übergänge, wodurch andere wissenschaftliche Zugänge zur Wirklichkeit eröffnet werden. Es handelt sich also, so zeigen die hier versammelten Beiträge auf unterschiedliche Weise, um eine dekonstruktive Sicht auf polarisierende Deutungen von Minderheiten/Mehrheiten, Einheimischen/Migranten, Wir und Die. Elka Tschernokoshewa erklärt einleitend, dass diese „hybridologische Forschungsperspektive“ einen kulturwissenschaftlichen Beobachtungsstandpunkt bezeichne, der Abschied von ethnisch-nationalen Eindeutigkeiten nehme, differenzbewusste Einblicke in die Alltagswirklichkeiten von Menschen jenseits der herkömmlichen Polarisierung gewähre und Mehrdeutigkeiten, dialogische Begegnungen, Verflechtungen und Überlappungen sichtbar mache (vgl. S. 18). Bemerkenswert scheint uns im Rahmen der einleitend vorgetragenen Überlegungen zum „Wesen dialogischer Beziehungskonstellationen“ die Einbeziehung eines Begriffs von Empathie bzw. Respekt, der in der Fachliteratur, auch wenn von Perspektivwechsel, Dialog oder Reflexivität die Rede ist, wenig Beachtung findet – während im literarisch-publizistischen Bereich offensichtlich weniger Berührungspunkte bestehen (Sennett, Demirkan, Oz). Mit diesen Überlegungen deutet sich hier jedenfalls eine Aufmerksamkeit für den menschlichen Aspekt sozialer Phänomene an, die – so paradox es klingt – in den Sozialwissenschaften nicht selbstverständlich ist.

Lebendig, anregend und alltagsbezogen wenden die Autoren des Sammelbands die eingangs postulierte Forschungsperspektive an. Sie beleuchten ein breites Spektrum transkultureller Phänomene zwischen Musik und Film, Mehrsprachigkeit, schulischem Umgang mit Minderheiten, Brauchtum, Medien und regionalen Identitätskonstruktionen. Auch eigene biografische Erfahrungen und Sichtweisen fließen mehr oder weniger explizit ein. In dieser Bandbreite offenbart sich allerdings schon das Dilemma für die Rezension eines Sammelbands: Übergreifende Aussagen sind nur begrenzt möglich – man kommt also einerseits nicht umhin, sich jedem einzelnen Beitrag zuzuwenden, andererseits können nicht alle in gleicher Weise berücksichtigt werden.

Der erste Themenblock umfasst „Musik- und Filmwelten aus hybridologischer Sicht“. Ursula Hemetek demonstriert am Beispiel der Musik von Burgenlandkroaten und Roma, wie unterschiedliche kulturelle Phänomene selektiv und situativ angeeignet, zu einem „neuen, stimmigen Ganzen“ zusammengefügt werden und wie auf diese Weise aus der Verschmelzung unterschiedlicher Traditionen eine hybride Musikwelt entsteht (S. 41). Es ist daher keine Übertreibung, Roma-Traditionen als Inbegriff von Globalisierung und Entnationalisierung zu sehen. Zu Recht verweist die Autorin allerdings auf die nachteilige Situation der Roma unter diskriminierenden gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen. Im Gegensatz zu Burgenlandkroaten seien sie eher zu einer Anpassung an das musikalische Image gezwungen, „das ihnen von Außen übergestülpt wird“ (S. 50). Bei Alenka Barber-Kersovan geht es um dialogische Begegnungen in der

Musik- und Filmwelt. Dabei stehen zwei prominente, aus der bosnischen Hauptstadt Sarajevo stammende Künstler, der Filmemacher Emir Kusturica und der Musiker Goran Bregović, im Mittelpunkt. Sarajevo war vor dem Bürgerkrieg ein multikulturelles urbanes Zentrum, wo internationale ästhetische Strömungen in lokale Traditionen fusionierten. Schon der sog. Yugo Rock präsentierte sich als ein hybrider Mix in Anlehnung an die internationale Popmusik (S. 56). Am Beispiel des gemeinsamen Schaffens von Kusturica, Bregović und anderen Musikern wird besonders anschaulich, wie lokale Musiktraditionen mit internationalen Elementen verwoben werden und hybride künstlerische Formen entstehen. Für Rosemary Stalova sind Musikwelten, nicht nur in der Lausitz, grundsätzlich ein Produkt von Wechselbeziehungen (S. 79). In ihrem Beitrag wirft die bulgarische Wissenschaftlerin als „Vertreterin der Außenperspektive innerhalb der Forschung über die Musikkultur der Sorben“, wie sie es nennt, auch einen kritischen Blick auf die Praxis sorbischer Radioprogramme, die Mitwirkung deutscher Interpreten bei sorbischer Musik gewissermaßen auszublenden. Die Autorin stellt herkömmliche Vorstellungen von kultureller Authentizität in Frage und zeigt an interessanten Beispielen die historische Realität transkultureller Wechselwirkungen. In den nachfolgenden Aufsätzen werden Prozesse zwischen Globalisierung und Lokalisierung von Filmwelten diskutiert. Bernhard Fuchs veranschaulicht dies am Beispiel des „Bollywood-Kulturtransfers“. Er untersucht sog. „Bollywood-Derivate“, künstlerische Produkte der Wiener Bollywood-Aneignung. Interessant sind etwa die Bezüge zu Mehrsprachigkeit und Translation am Beispiel der Untertitelung, nebenbei auch die komischen Seiten missglückter maschineller Übersetzung ins Deutsche. Bezeichnendes Beispiel für die Reichweite der Bollywood-Begeisterung, ihre Eroberung des virtuellen und urbanen Raums bis in den persönlichen Alltag hinein ist die Berufsbiografie der österreichischen Schauspielerinnen Babsy Artner, die sich jahrelang als „blonde Inderin“ bezeichnete und nicht ohne Erfolg bemühte, in der Filmwelt des indischen Mumbai Fuß zu fassen. (Inzwischen habe sie sich wieder der „westlichen Kultur“ verschrieben und sei zu Hard Rock und Horror-Genre zurückgekehrt.) Unter dem Titel „Bollywood auf Wienerisch?“ schließt sich ein Beitrag von Max Leimstättner an, der die Transkulturalisierung der Filmarbeit, also den künstlerischen Produktionsprozess ins Blickfeld rückt und von der persönlichen Einbindung des Autors in diesen Entstehungsprozess profitiert. Er bezieht sich in seinem Aufsatz auf ein Filmprojekt von Sandeep Kumar, Bollywood-Filmproduzent in Wien, das er selbst als Kameramann am Set und in einer filmischen Dokumentation begleitet hat. Das Label „Bollywood“ wird hier spielerisch in den österreichischen Kontext transportiert. Neben einzelnen Darstellern indischer Herkunft rekrutiert sich das Ensemble aus Tänzerinnen und Tänzern vorwiegend österreichischer, auch türkischer und russischer Herkunft. Die Drehorte liegen in Wien oder Tirol, ein Wienerisches Lied sorgt zusätzlich für Lokalkolorit, der Film „will jedoch dezidiert stereotype Bollywood-Klischees verkörpern und integriert Songs aus neuen Hindi-Filmen, die Dialoge sind auch in Hinblick auf ein internationales Publikum Englisch“ (S. 113), was das Produkt zum „ersten österreichischen Bollywood-Spielfilm“ macht. Dabei werden Standards und Konventionen im Entstehungsprozess durch das internationale Team immer wieder neu überdacht und angepasst (S. 119), durch Mehrsprachigkeit und die Kombination unterschiedlichster Elemente entstehen auf lokaler Ebene hybride, transkulturelle ästhetische Formen.

Der zweite Themenkomplex zur „Institution Schule aus hybridologischer Sicht“ widmet sich dem schulischen Umgang bzw. der schulischen Thematisierung von Minderheiten. Dies wird in zwei Fallstudien diskutiert. Martin Neumann verweist in Bezug auf die anerkannten nationalen Minderheiten (Sorben/Wenden, Sinti und Roma)

im Schulunterricht des Landes Brandenburg auf die Schwierigkeit, moderne Kultur-Konzepte jenseits von Abstammungsbegriffen in der pädagogischen Praxis zu etablieren (S. 147). Hinzu kommt, dass in neueren Rahmenlehrplänen, Lehrbüchern und Arbeitsheften kulturelle Vielfalt und Minderheiten nur unzureichend behandelt werden. Im Gegensatz zur Existenz von Sinti und Roma würden sorbische/wendische Traditionen aber öffentlich sichtbar gemacht und als Bilingualität „offensiv vermarktet“. Deutlich wird, dass es an einer Korrespondenz zwischen schulischer Bildungsnormalität, die von Homogenität und „Standardschülern“ ausgeht, und den Alltagswirklichkeiten der Schüler mangelt. Der Autor schlägt daher aus gutem Grund vor, im Unterricht auch die nachteiligen Auswirkungen solcher Normalitätskonstrukte zu thematisieren (S. 149). Die Ergebnisse einer Befragung an deutschen Schulen in der Lausitz von Cordula Ratajczak zeigen, dass der Begriff „Bilingualität“ hier praktisch als „Parallelwelten-Struktur“ zu lesen ist – der deutschen neben der sorbischen (S. 168). Die Befragung belegt eine weit verbreitete Voreingenommenheit gegen die Verwendung der sorbischen Sprache im Alltag: „Das heißt, mehr als jeder dritte Schüler denkt, dass Sorbisch vor allem dazu benutzt wird, andere aus der Kommunikation auszuschließen. Lediglich jeder fünfte fühlt sich nicht ausgeschlossen, sondern akzeptiert die Kommunikation unter Sorbisch-sprechenden als solche.“ (S. 163) Die Akzeptanz des Sprachkontakts scheint also relativ gering zu sein. Wie im vorangegangenen Beitrag werden auch hier fiktive Normalitätskonstruktionen im schulischen Kontext und die fehlende Korrespondenz zwischen schulischer Bildungsnormalität und den Alltagsrealität der Schüler kritisiert. Die Autorin plädiert für gemeinsame mehrsprachige „entnationalisierte“ Räume, in denen Sprachkontakte den Normalfall darstellen.

In einem dritten Themenkomplex werden unter der Überschrift „Unsere gegenständliche Welt“ Ent- und Retraditionalisierungsprozesse und die Relevanz des individuellen Umgangs mit kulturellen Traditionen und Wandlungen im täglichen Leben behandelt. In einem Beitrag von Ines Keller wird auf interessante Weise deutlich, dass der Umgang mit der sorbischen Tracht schon im 19. Jahrhundert pragmatische Aspekte von Umdeutung und Aneignung enthielt. Die „Spreewälder Amme“ galt im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts als Statussymbol. „Das damit verbundene Prestige für die Familie, die es sich ‚leisten‘ konnte, führte dazu, dass nicht mehr nur Sorbinnen in dieser Tracht gingen.“ (S. 179) In der Gegenwart ist der Umgang mit Tracht spielerischer geworden. „Der bislang herrschende Symbolkomplex ‚Tracht‘ wird überlagert von individuellen Entwürfen und Funktionalisierungen“, was auf eine „Hybridisierung von Tracht“ schließen lasse (S. 188). Maria Schwertl versucht in ihrem Beitrag, die Bedeutung transnationaler Entwicklungen in der privaten Lebenspraxis anhand von „deutsch-türkischen Wohnungen und Objekten“ zu erschließen. Zwar scheint aus unserer Sicht eine „Wohnungsdeutung“ problematisch, wenn die eigene Position in diesem Deutungsprozess nicht reflektiert wird. In Verbindung mit dem biografischen Fallbeispiel kann der Bezug auf Einrichtungs- und Dekorationsgegenstände hier jedoch illustrieren, wie migrantische Familien ihr Leben transnational entwerfen und gestalten, wie dabei transnationales Kapital akkumuliert und wie bestimmte Kompetenzen wie Mehrsprachigkeit „als Joker in Business-Netzwerken“ eingesetzt werden (S. 196).

Im vierten Themenbereich „Deutungen und Deutungseliten“ setzen sich zwei Beiträge mit hegemonialen Deutungen in Bezug auf die Wahrnehmung von Minderheiten auseinander und diskutieren deren gesellschaftliche Folgen. Ludwig Elle geht der brisanten Frage nach: „Kann und soll man Minderheiten zählen?“ In einer „durch Pluralismus, Individualität, Mobilität, Flexibilität und Mehrfachidentitäten, somit von Hybridität gekennzeichneten Zeit“, sind für ihn eindeutige Fixierungen, die die Voraus-

setzung für solche Zählungen wären, nicht zeitgemäß (S. 212). Hinzu kommen die generellen Tücken von Statistiken, Hochrechnungen und Schätzungen, potenzielle Hybridität und Schwankungsbreite, die die Problematik jeglicher Minderheitenzählung sind. „Man kann also – schon wegen der Freiheit und Flexibilität des Bekenntnisses zur Minderheit – die Frage nicht beantworten, wie viele ‚ethnische‘ Sorben es gibt, wie man auch nicht sagen kann, wie viele ‚ethnische‘ Deutsche es gibt.“ (S. 215) Der Autor stellt in seinem Beitrag Bezüge zur aktuellen Debatte um die Kärntner Slowenen her, wo eine solche Zählung praktisch einer Gesinnungsprüfung gleichkäme. Das sächsische Sorbengesetz von 1999 umgeht dieses Problem, indem es festlegt, dass im sorbischen Siedlungsgebiet für jeden, der die sorbische Sprache in Behörden und Gerichten verwenden möchte, dieses Recht besteht. Förderung des Sorbischen sollte daher in einem breiten Kontext verstanden werden und sich an breite Bevölkerungsschichten im Sinne der Erschließung eines gemeinsamen Kulturguts wenden. Welche Rolle die mediale Berichterstattung für die Konstruktion und Verbreitung von Stereotypen spielen kann, versucht Katharina Elle am Beispiel des sächsischen Ministerpräsidenten Stanislaw Tillich aufzuzeigen, dessen sorbische Herkunft von Journalisten regelmäßig thematisiert wurde. Dafür werden Beispiele aus der Presseberichterstattung, die durchaus mannigfaltig ist, herangezogen (S. 233). Die Autorin kommt zu dem Schluss: „Das Beispiel Tillich zeigt, wie sich ein Stereotypensystem etabliert, sich wechselseitig aus Auto- und Heterostereotypen konstruiert und weitergegeben wird“ (S. 235). Die Tatsache, dass von der Person des Ministerpräsidenten ein überwiegend positives Bild gezeichnet wird, interpretiert sie als ein Ergebnis von Stereotypisierung, in diesem Fall als „Ausnahme von der Regel“ – denn „Stereotype gelten als empirieresistent“. Zwar ist dem nicht zu widersprechen, doch drängt sich hier der Eindruck auf, dass die Autorin auch unabhängig von der zitierten Berichterstattung zu diesem Fazit gekommen wäre. Martin Walde geht in seinem Beitrag der emotionalen Konstruktion von Freund- und Feindschemata am Beispiel des Sorbentums nach. Unter dem Titel „Wir sind die richtigen Sorben“ befasst er sich mit der alten und umstrittenen Frage einer Selbstdefinition, die angesichts einer faktischen Heterogenität und Pluralität im Wandel begriffen ist. „Die Stärkung des eigenen Zusammenhalts wird schwierig, weil zwingend keine abgrenzenden Auseinandersetzungen mehr stattfinden müssen.“ (S. 244) Festzustellen sei jedoch, dass die Zahl derjenigen, die Pluralität befürworten, zunehme, dass heute eher pragmatisch als dogmatisch mit dieser Frage umgegangen werde.

Der letzte Themenbereich behandelt „Regionen und Konstruktionen aus hybridologischer Sicht“. Piotr Kocyba befasst sich mit „oberschlesischen Identitäten im Spannungsfeld zwischen homogenen Sprachformen und interferenten *Sprechformen*“ und greift in diesem Zusammenhang die Problematik eines „asymmetrischen Bilingualismus“ (S. 251) auf: „Wenn einer geografischen Einheit das Attribut der Bilingualität zugesprochen wird, sagt das nichts über die Relation zwischen den Sprachträgern aus [...]“. (Ebd.) In diesem Aufsatz wird nachvollziehbar, dass in Anbetracht der komplexen Lebensgeschichten vieler Oberschlesier eine Einordnung in nationale Kategorien wenig sinnvoll ist. Auch könne nicht wirklich von Hybridität gesprochen werden, so der Autor, wenn eine dualistische, ethnozentrische Grundhaltung nicht überwunden, sondern mit der Berufung auf „hybride Merkmale“ nur eine neue Differenz konstruiert werde. Die Betonung sprachlicher Heterogenität bleibe ein „autochthones und nationales Projekt“, auch wenn es die Wurzeln zweier Bäume beanspruche (S. 269) – ein treffendes Bild! Im nachfolgenden Beitrag von József Liszka steht das „Pressburger ethnische Modell“ im Mittelpunkt, eine Region um das heutige Bratislava im Südwesten der Slowakischen Republik, wo Deutsche, Ungarn und Slowaken über Jahrhunderte

friedlich nebeneinander lebten. In vielen Ortschaften sei es üblich gewesen, Kinder während der Ferienzeiten „in den Tausch“ zu schicken, damit sie sich in anderssprachigen Gemeinden die drei Landessprachen aneignen konnten. Zu Recht stellt der Autor fest, dass Entweder-Oder-Fragen wie „Neben- oder Miteinanderleben“, „Interethnisches Idyll oder nationales Konfliktfeld“ nur zu einseitigen Antworten führen – und sich beim Quellenstudium zudem für alle Behauptungen entsprechende Belege finden ließen. Daraus folgt seine methodische Herangehensweise, das Problemfeld mit konkreten Beispielen von „allen Seiten“ vorzustellen, wobei bewusst die positiven Seiten des Zusammenlebens hervorgehoben werden sollen (S. 275). Diese geben jedenfalls einen schönen Eindruck davon, wie gelebte Mehrsprachigkeit im Alltag funktionieren könnte. Ein Ortswechsel in Richtung Norden wird mit dem Beitrag von Nina Jebesen vollzogen. Sie analysiert am Beispiel der deutschen Minderheit in Dänemark die Beziehungen in der deutsch-dänischen Grenzregion, die heute als besonderes Beispiel einer gelungenen Integration gelten. Sichtbar wird, dass sich die Bewohner im alltäglichen Leben eher pragmatisch orientieren (S. 297), Vieldeutigkeit und Pluralität zum Alltag gehören. Bezogen auf die deutsche Minderheit in der Grenzregion spricht die Autorin von einem spezifischen „Sowohl-als-auch-Modell“ (S. 305), das anhand konkreter Beispiele veranschaulicht wird. Viktor Zakar sieht im Fall des Vielvölkerstaates Mazedonien eine Analogie und mögliche Herausforderung für eine neue europäische Minderheitenpolitik. Zwar gibt es in Mazedonien eine für Europa einzigartige Vielfalt an Bevölkerungsgruppen, die auch aus einer jahrhundertealten Vergangenheit im Osmanischen Reich resultiert, doch habe das Land nach der „inkonsequent-paradoxen“ Tito-Politik dann seit 1991 eine Entwicklung vollzogen, „die in den meisten europäischen Staaten spätestens im 19. Jahrhundert abgeschlossen war: die Bildung eines einheitlichen Nationalstaats“ (S. 313). Die Übernahme des europäischen Nationalstaatsprinzips bilde die Wurzel des mazedonischen Übels interethnischer Spannungen. Optimistisch stimmen jedoch Beobachtungen wie diese, dass eine Fernsehserie, die das multikulturelle Zusammenleben mit Humor und Verständnis darstellt, sich großer Beliebtheit bei der jungen Generation erfreut. Im abschließenden Beitrag von Marija Jurić Pahor wird der 1978 als spezielle Kooperationsform in Venedig begründete Alpen-Adria-Raum, ein „hybrider Kommunikationsraum“, als ein „imaginärer Akt des Vorstellens und Kreierens“ erfasst. Wichtig und in Europa historisch einzigartig war diese Neuorientierung über Systemgrenzen hinweg, die Vermittlerrolle zwischen Ost und West, die der Region zwischen NATO-Italien, dem neutralen Österreich und dem blockfreien Jugoslawien zukam und die schnell über die engere Region Friaul, Kärnten, Slowenien hinauswuchs. Eine Zukunftsvision, die an die historische Pluralität, eine naturräumliche, kulturgeografische, sprachliche, religiöse Heterogenität anknüpfte, im Sinne des Modells für ein „friedliches Europa der Nationen“. Unter Rückgriff auf die Literatur von „Grenzautoren“ spricht Jurić Pahor davon, „dass die Kulturen im Alpen-Adria-Raum Hybridbildungen sind“, die aus anhaltenden kulturellen Kontakten entstanden, also nicht statisch, sondern als grenzüberschreitende Mischungen bzw. Verflechtungen zu verstehen sind (S. 331).

Wie die hier in notwendiger Kürze referierten Beiträge auf unterschiedliche Weise und in verschiedenen regionalen und historischen Kontexten nachweisen, suspendiert eine „hybridologische Perspektive“ gängige Klassifizierungen von „Mehrheit und Minderheit“ und rückt dafür dialogische Begegnungen ins Blickfeld, die oftmals mit neuen Wirklichkeitszugängen einhergehen. Sie ermöglicht, das Verhältnis zwischen Minderheit und Mehrheit neu zu lesen und fördert Aspekte und Geschichten zutage, die in nationalen Erzählungen bisher marginalisiert, ignoriert oder verdrängt wurden. In

einem ähnlichen Zusammenhang hat Jacques Le Goff einmal gesagt: „Es gilt, ein Inventar der Archive des Schweigens zu erstellen.“ Lenkt man die Aufmerksamkeit auf die Inhalte solcher „Archive“, werden andere Lebenswirklichkeiten, Geschichten und neue Genealogien der Gegenwart sichtbar, jenseits nationaler Narrative und Polarisierungen. Im Zentrum stehen dann mehrdeutige, transkulturelle und translokale Verschränkungen, ohne jedoch Dominanzverhältnisse und strukturelle Barrieren zu übersehen. Kenntnis- und materialreich dokumentieren das die Aufsätze dieses Sammelbands. Eine abschließende Bemerkung sei noch hinzugefügt: Bei der Benennung der Themenblöcke hätte auf den wiederholten Zusatz „aus hybridologischer Sicht“ verzichtet werden können, da dieser Anspruch in Untertitel und theoretischer Einführung deutlich genug vertreten ist. So scheint es fast, als würden die Herausgeberinnen der Aussagekraft der im Band versammelten Beiträge nicht ganz trauen – zu Unrecht allerdings!

*Birgit Mattausch/Erol Yildiz*

**Nicole Dołowy-Rybińska: Języki i kultury mniejszościowe w Europie: Bretończycy, Łużyczanie, Kaszubi.** Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego: Warszawa 2011 (Communicare: historia i kultura), 585 S.

In der umfangreichen wissenschaftlichen Literatur über den Stand, die Geschichte und die Perspektiven der sorbischen Sprache und Kultur nimmt das Buch von Nicole Dołowy-Rybińska einen besonderen Platz ein. Es rückt die Sorben in einen vergleichenden Kontext, indem es sie zwei anderen ethnischen Gruppen in Europa gegenüberstellt: den Bretonen und den Kaschuben. Aus einer Auflistung der Ähnlichkeiten und Unterschiede, die im Verhältnis zwischen der Mehrheits- und der Minderheitssprache in dem jeweiligen Staat bestehen, lässt sich eine Bewertung der künftigen sprachlichen und kulturellen Situation ableiten (S. 69). Die Verfasserin hat dies im Schlussteil ihrer Dissertation vorgeführt.

Die Hauptkapitel sind wie folgt überschrieben: I. Die Bretonen – eine Minderheitskultur in Frankreich<sup>1</sup> (S. 70–220); II. Die Sorben – ein slawisches Volk in Deutschland<sup>2</sup> (S. 221–364); III. Die Kaschuben – eine Minderheit oder eine Gruppe mit eigener Regionalsprache? (S. 365–504)

Die drei Staaten, in denen die untersuchten Ethnien leben, nämlich Frankreich, Deutschland und Polen, praktizieren im Hinblick auf ihre Minderheiten eine jeweils abweichende Gesetzgebung und Sprachenpolitik. Die Bretonen gelten offiziell nicht als nationale Minderheit, sie genießen eine recht eingeschränkte Autonomie. Erste Reformen in Richtung einer Dezentralisierung erfolgten in der Bretagne in den 80er-Jahren. Die Sorben besitzen den Status einer nationalen Minderheit, ihre Rechte werden durch die Länderverfassungen Sachsens und Brandenburgs sowie die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen garantiert. Die Kaschuben wurden erst 2005 als regionale Gruppe gesetzlich anerkannt, und zwar durch das polnische Gesetz über die nationalen und regionalen Minderheiten sowie in der erwähnten Charta, die 2009 von

<sup>1</sup> Die Überschrift trägt der Tatsache Rechnung, dass die Bretonen in Frankreich nicht den Status einer nationalen Minderheit besitzen (s. unten).

<sup>2</sup> Mit dem Titel „Łużyczanie słowiański naród w Niemczech“ ist die polnische Fassung einer Artikelsammlung überschrieben, die von J. Mahling, M. Völkel, E. Siatkowska und S. Marciniak 1994 im Warschauer Verlag Energeia herausgegeben wurde (140 S.).